wir uns ihrer Zuneigung, und unser Soldat erhielt auf sein Versprechen, sie mit Mandiocca, Mais und Branntwein zu bewirthen, die Zusage, dass sie an dem folgenden Tage in grosser Anzahl erscheinen würden, um vor uns einen festlichen Tanz aufzuführen. Mit Einbruch der Nacht schlichen sie sich leise davon. Ein Theil derselben schlief in der Scheune, ein anderer in den benachbarten Hütten, von wo aus er früh morgens sich wieder einstellte, um die Vorbereitungen zum Feste zu treffen. Diese bestehen namentlich in der Bereitung eines berauschenden Getränkes (*Eivir*, *Virú*, *Vinhassa* der Portugiesen) aus einem Absude von Mais. Wir verfügten uns scheinbar zufällig an den gewählten Versammlungsort, um Zeuge der Bereitungart dieses Getränkes zu seyn, und fanden daselbst mehrere Weiber beschäftigt: einige stampften die Körner in einem ausgehöhlten Baumstamme, andere brachten das Maismehl in ein thönernes, mehrere Fuss hohes, nach unten schmales, nach oben breites, ungebranntes Gefäss, worin es mit einer grossen Menge Wassers gekocht wurde. Bei unserer Erscheinung flohen sie, kehrten aber, als wir freundlich scherzende Minen zeigten, zu ihrem Geschäfte zurück. Eine alte und mehrere junge Indianerinnen nahmen mit den Händen das grob geschrotene und abgekochte Mehl aus dem Topfe, kauten es, und brachten es darauf wieder in den Topf zurück. Durch diese Zubereitung wird bewirkt, dass der Absud binnen vier und zwanzig Stunden in eine geistige Gährung übergeht, und berauschend wird. (*)

Während wir dieser so wenig einladenden Vorbereitung zusahen, bemerkte Einer von uns eine kleine Schlange aus dem Boden kriechen, welche man hier zu Lande wegen des dicken Schwanzes zweiköpfige, *Cobra de duas cabeças* (*Caecilia annulata nob.***), nennt. Die Indianer fürchteten sie als giftig, und flohen entsetzt vor dem Naturforscher, der sie am

(*) Es ist merkwürdig, dass diese Bereitungsart eines gegohrenen Getränkes aus Mais, Mandioccamehl oder Bananen bei den verschiedensten Indianerstämmen von America angetroffen wird, und gleichsam dieser Raçe eigenthümlich scheint. Wafer hat sie bei den Indianern auf dem Isthmus von Darien gefunden. (Voy. de Dampier. Amst. 1705. p. 228.) Sie nennen dort das Getränke *Chichach-Capah*, in Potosi, wo es der Bened. Mönch G. Ruiz von Augsburg, nach den handschriftlichen Berichten an sein Kloster, ebenfalls fand: *Chicha*. Auch in Cayenne, Surinam und an dem Amazonenstrome herrscht dieselbe Sitte. (**) Spix Serpent. bras. Tab. XXVI. Fig. 1.

Kopfe gepackt hatte, und damit spielend sie ihnen entgegentrug. Nichts hätte diesen Natursöhnen eine grössere Ehrfurcht vor uns einflössen können; sie betrachteten uns von nun an mit derselben Scheu, welche sie vor den *Pajés* (ihren Zauberern, Priestern und Aerzten) hegen, ein Gefühl, das wir bei ihnen nicht ungerne unterhielten.

Gegen Abend vernahmen wir aus dem Walde den wiedertönenden Schall des Ochsenhorns. Allmälig schlichen sich die Gäste ganz leise zur Hinterthüre herein, und in Kurzem füllte sich die Scheune, wohin das Getränk gebracht worden war, mit einer Menge Indianer. Nach und nach kamen auch die ferner Wohnenden in einzelnen Trupps, jeder mit der ganzen Familie, und mit Sack und Pack gleichsam wie bei einer Auswanderung an; die Männer, welche ihre Pfeile und Bögen noch nicht in der Nähe des Waldes versteckt hatten, verbargen sie hier; die Weiber setzten ihre Körbe nieder, nahmen die Kinder auf den Nacken, und suchten das Trinkgefäss (*Cuja*) hervor. Ohne unter sich oder mit anderen zu reden, durchforschte jedes Glied der Familie mit einem unstäten Blicke die Umgebung; die Männer näherten sich einander, und begrüssten ihre Nachbarn höchstens durch Vorschiebung des Mundes und einen kaum vernehmbaren Nasenlaut. In der Mitte der Anwesenden und dem Topfe zunächst stand der Anführer, welcher durch Stärke, Schlauheit und Muth einige Herrschaft über sie erlangt, und durch Marlier den Titel eines Capitâo erhalten hatte. In seiner Rechten hielt er die *Maracá*, die schon erwähnte Kastagnette, welche sie *Gringcrina* *) nennen, und klapperte damit, indem er zugleich tactmässig mit dem rechten Fusse stampfte. Mehr gehend als tanzend bewegte er sich hierauf langsam, mit eingebogenen Knien und vorwärts geneigtem Leibe um den Topf, wohin er stets die Augen gerichtet hatte. Der Tanz, welcher im Rhythmus einen Dreischlag beobachtete, wurde von ihm mit einem leisen, monotonen, und wenn er stampfte, stärker betonten Gesange begleitet. Je öfter sich der Gesang wiederholte, desto feierlicher und feuriger ward der

(*) Von den, in den Nachrichten früherer Reisenden erwähnten, Orakelsprüchen der *Maracá* haben wir keine Spur bei diesen Indianern gefunden.

Ausdruck in Stimme und Minen. Alle Uebrigen standen unbeweglich um den Topf her, gafften ihn schweigend an, und nur bisweilen, wenn die, wie es schien, improvisirten Worte des Tänzers sie reizten, brachen sie in ein unmässiges Schreien aus. Nach diesem abgemessenen Kreistanz, wodurch wahrscheinlich eine Beschwörung und Abhaltung böser Geister bezweckt werden sollte, näherte sich der Anführer dem Topfe, nahm dem Nachbar die Trinkschaale, welche dieser bereit hielt, aus der Hand, schöpfte damit gravitätisch aus dem Topfe und nippte davon. Das Klappern mit der Gringcrina und der einförmige Gesang begannen von neuem; der Anführer trank hierauf die Hälfte der Schaale aus und reichte sie den Anderen; nun schöpfte jeder beliebig aus dem Topfe, und der Dreischlag und die monotone Musik wurden allgemein und immer tumultuarischer, je länger die Schaalen die Runde machten. Auch uns reichte man eine volle Cuja, und wir mussten, obgleich mit Ekel erfüllt, doch dem Rathe unseres Geleitsmannes folgen, sie zu leeren, um den Indianern keine Ursache zu Misstrauen zu geben. Das Getränke ist an Geschmack unserem Malzbiere ähnlich und, in Menge genossen, berauschend, welche Wirkung sich gegen das Ende des Trinkfestes auch nur zu deutlich durch das wilde Springen, das tobende Singen von *Hy! ha-ha!* zu erkennen gab. Man hatte uns Hoffnung gemacht, bei dieser Gelegenheit auch die Tänze der *Coroados* sehen zu können; allein gegen Abend, nachdem der Kopf und Magen überfüllt waren, schlich sich ein Trupp derselben nach dem andern davon, gleichsam als hätten sie Abrede genommen.

Am Tage nach unserer Ankunft in *Guidowald* hatte sich hier auch eine Horde von *Purís* blicken lassen, welche in diesen Gegenden umherzieht. Sie schlichen scheu um die Häuser, fassten jedoch endlich den Muth einzutreten, und schienen, nachdem wir ihnen einige kleine Geschenke gemacht hatten, Zutrauen zu gewinnen, indem sie nicht ungerne bei uns verweilten. Man konnte leicht bemerken, dass sie roher, aber deshalb auch minder misstrauisch waren, als die schon längere Zeit von den Portugiesen unterjochten *Coroados*. Während des Trinkfestes der letzteren hielten sie sich im benachbarten Walde verborgen; als sie aber nach Beendigung desselben von unserem Begleiter eingeladen wurden, kamen sie noch spät

in der Nacht, nachdem alle *Coroados* sich in ihre Hütten zurückgezogen hatten, herbei und zeigten sich, durch Geschenke ermuntert, zum Tanze bereit. Sie gingen ganz nackt, wie sie von der Natur geschaffen waren. Einige Weiber hatten Schlangen ähnliche Zeichnungen auf den Armen und andere Figuren von schwarzer und rother Farbe im Gesichte. Aus angebornem Schamgefühle versteckten sie sich hinter den Männern, oder gingen mit verschränkten Schenkeln. Wir gaben ihnen Stecknadeln, schmale Bänder, bleierne Soldaten und Reiter u. s. w. Sie banden letztere an Fäden und hingen sie um den Hals. Hiebei hatten wir Gelegenheit, die Unmündigkeit dieser Leute zu bedauern. Nachdem sie dieses Geschenk mit gierigen Blicken empfangen und lange betrachtet hatten, befühlten sie den Kopf, den Mund, die Füsse des Pferdes und der Bleisoldaten, und schienen sich allmälig durch immer neues Betrachten und Betasten überzeugen zu wollen, ob das Vorgestellte Täuschung oder Wahrheit wäre. Als sie durch reichliche Gaben von Branntwein, den sie wie alle Indianer leidenschaftlich lieben, zutraulich gemacht und erhitzt waren, begannen sie Nachts auf einem freien Platze nicht weit von der Fazenda *Guidowald* ihren Tanz. Hatte schon vorher der gedrungene kleine Wuchs, die braunrothe Farbe, das kohlschwarze, unordentlich herabhängende Haar, die unangenehme Bildung des breiten, eckigen Gesichtes und der kleinen schief einwärtsstehenden, unstät blinzelnden Augen, endlich der trippelnde, kurze, leise Gang dieser Waldmenschen in uns die wehmüthigsten Gefühle über die Verkümmerung des Menschlichen an ihnen erregt, so steigerten sich diese noch durch den melancholischen Ausdruck ihrer Festlichkeit bei dem nächtlichen Dunkel. Die Männer stellten sich neben einander in Linie; hinter ihnen standen gleichfalls in Linie die Weiber. Die männlichen Kinder, oft zwei und drei, umfassten sich und die Väter, die weiblichen die Mütter von hinten um die Lenden. In dieser Stellung, wie sie unter der Aufschrift: „Tanz der Purís“ im Atlas abgebildet sind, begannen sie ihr düsteres, in der Musikbeilage aufgezeichnetes „*Hán - jo - há, há - ha - há.*“ (*) Unter schwermüthigem

(*) Es ist merkwürdig, dass die Melodien, welche Lery vor mehr als zweihundert Jahren bei den Indianern in der Nähe von Rio de Janeiro aufzeichnete, sehr viele Aehnlichkeit mit den von uns bemerkten haben. Man vergl. Lery hist. nav. in Brasil. Genev. 1594.

Affecte wurden Gesang und Tanz einigemal wiederholt, und beide Reihen bewegten sich langsam in einem gemessenen Dreischritt vorwärts. In den ersten drei Schritten setzten sie den linken Fuss vor und neigten die linke Seite; beim ersten und dritten Schritt stampften sie mit dem linken, beim zweiten mit dem rechten Fusse; in den folgenden drei Schritten setzten sie zuerst und zuletzt den rechten Fuss vor, indem sie sich rechts neigten. Auf diese Weise bewegten sie sich abwechselnd in kleinen Schritten etwas weniges vorwärts. Sobald ihr Thema zu Ende war, liefen sie, die Weiber mit den Töchtern zuerst, und dann die Männer mit den Knaben, wie in einer Flucht, unordentlich rückwärts. Sie stellten sich hierauf von neuem und begannen so wiederholt dieselbe Scene. Ein Neger, welcher lange Zeit unter den *Puris* gelebt hatte, legte uns die bei diesem Tanze gesungenen Worte als eine Klage aus, wie sie nämlich eine Blume vom Baume hätten pflücken wollen, aber herabgefallen seyen. Keine Deutung hätte uns bei diesem melancholischen Auftritte näher liegen können, als die von dem verlornen Paradiese. Je länger die *Puris* ihren Tanz fortsetzten, desto lebhafter wurden sie dabei und desto lauter erhoben sie die Stimme. Später begannen sie die Melodie mit einigen anderen zu verwechseln, und der Tanz nahm allmälig einen andern Charakter an. Die Weiber fingen an, das Becken stark zu rotiren und abwechselnd nach vorn und hinten, die Männer aber nach vorn zu stossen; letztere sprangen auch, vom Gesange besonders hingerissen, aus ihrer Reihe zu den Umstehenden, um sie mit einem Stosse mittelst des Bauches zu begrüssen. Dieses geschah einmal gegen Einen von uns mit solcher Heftigkeit, dass er sich durch die Freudenbezeigung halb ohnmächtig hinwegbegeben musste, worauf unser Soldat an dessen Stelle den Stoss, wie es die Sitte erheischte, zu erwiedern sich angelegen seyn liess. Dieser Tanz, dessen Pantomime instinctartig die Verhältnisse des Geschlechts auszudrücken scheint, hat viele Aehnlichkeit mit der äthiopischen Baducca, und ist vielleicht von den Negern auf die Americaner übergegangen.

Alle Indianer, welche wir hier von den Stämmen der *Puris*, *Coropós* und *Coroados* zu sehen bekamen, waren von einander in Körperbau und Gesichtsbildung auffallend wenig unterschieden, und die individuellen Züge derselben schienen, vermuthlich aus Mangel an Ausbildung, von dem allge-

meinen Raçezug viel mehr beherrscht, als dieses bei den übrigen Raçen jetzt noch der Fall ist. Die Indianer sind von kleiner oder mittlerer Statur, die Männer vier bis fünf, die Weiber im Allgemeinen etwas über vier Fuss hoch; alle von stämmigem, breiten und gedrungenen Körperbau. Nur selten bemerkt man unter ihnen Einige von höherem schlankeren Wuchs. Ihre Brust ist breit, der Hals kurz und stark; die weiblichen Brüste nicht so schlaff herabhängend wie bei den Negerinnen; der Bauch stark hervorhängend, der Nabel sehr wulstig, jedoch weniger als bei dem Neger; die männlichen Theile sind viel kleiner als die der Neger, und nicht wie bei diesen in einem beständigen Turgor; die Extremitäten sind kurz, die unteren nichts weniger als voll, namentlich die Waden und das Gesäss dünn, die oberen rund und musculös. Der Fuss ist hinten schmal, nach vorn hin sehr breit, die grosse Zehe von den übrigen abstehend; die Hände sind fast immer kalt, die Finger verhältnissmässig dünn, die Nägel, welche sie sich beständig abzunagen pflegen, sehr kurz. Die Hautfarbe ist ein mehr oder weniger tiefes Kupferbraun, nach dem Alter, der Beschäftigung und dem Gesundheitszustande des Individuums etwas verschieden. Neugeborne Kinder sind gelblich weiss, wie Mulatten; Kranke erhalten eine bräunlich gelbe Farbe; äusserst selten trifft man unter ihnen Kakerlacken oder Dunkelgefleckte. Im Ganzen sind sie um so dunkler gefärbt, je kräftiger und thätiger sie sind. Gegen den Unterleib und an den Extremitäten geht die rothbraune Farbe bisweilen in eine schwärzlichere über; im Innern der Gelenke dagegen wird sie blasser oder weisslich. Erröthen kann der Indianer eigentlich nicht, und jenes Menschliche: „Erubescit, salva res est“, findet keine Anwendung bei dieser rohen Menschenraçe. Nur nach langem Umgange mit den Weissen und nach erhaltener Bildung bemerkten wir bei den Indianern Farbenwechsel als Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Uebrigens ist ihre Haut sehr fein, weich, glänzend, und der Sonne ausgesetzt zum Schweisse geneigt, dessen Geruch (*Catinca*) nicht so wild wie bei den Negern, doch aber scabiös-urinös ist. Die langen, harten, straffen, glänzend schwarzen Haare hängen dicht und unordentlich vom Haupte herab. Unter den Achseln und auf der Brust bemerkt man im Allgemeinen keine, an den Geschlechtstheilen und am Kinn der Männer eine sehr dünne Behaarung. Doch giebt es hierin, obgleich selten Ausnahmen, und wir haben einige Männer mit stark

behaarter Brust und dichtem Barte gesehen. Am Kopfe zeichnen sich, der breiten Brust entsprechend, besonders das Mittelhaupt und die hervorstehenden Backenknochen durch Breite aus. Die Stirne ist niedrig, durch die hervorstehenden Stirnhöhlen höckerig am Grunde, oben enge und stark zurückgelehnt. Das Hinterhaupt hängt bei weitem weniger nach hinten, wie bei dem Neger, dessen Schädel überhaupt schmäler und viel länglicher ist, als der des Indianers. Das Antlitz ist breit und eckig, und springt nicht so sehr hervor wie beim Neger, aber mehr als bei dem Kalmucken oder dem Europäer. Die Ohren sind klein, nett, etwas auswärts gerichtet, die Ohrläppchen nicht durchbohrt und durch schwere Körper verunstaltet, die Augen klein, schwarzbraun, seitwärts stehend, mit dem innern Winkel gegen die Nase gekehrt, und von dünn behaarten, in der Mitte hoch nach oben gezogenen Augenbraunen beschützt; die Nase ist kurz, nach oben sanft eingedrückt, nach unten platt, jedoch nicht so breit gedrückt wie bei dem Neger; die Nasenlöcher sind breit, kaum ein wenig nach aussen stehend, die Lippen bei weitem nicht so dick und wulstig wie bei dem Neger; nicht die untere, sondern die obere ist etwas hervorragend oder beide sind gleich; der Mund ist kleiner und geschlossener als beim Neger. Die Zähne sind sehr weiss, die Schneidezähne breit, und in gleiche Linie gestellt; die Eckzähne ragen hervor. Im Allgemeinen ist der Körperbau des Indianers stämmig, breit und kurz, während der des Negers lang und schlank ist; er nähert sich somit mehr dem der übrigen Raçen, besonders der Chinesen und Kalmucken, wenn gleich diese von hellerem Teint sind, und gebildetere Züge haben. Missgebildete und Verkrüppelte haben auch wir unter den Indianern nicht getroffen, weshalb Einige glauben, dass sie solche gleich bei der Geburt umbringen.

Das Temperament des Indianers ist beinahe noch unentwickelt und spricht sich als Phlegma aus. Alle Seelenkräfte, ja selbst die höhere Sinnlichkeit scheinen sich wie in einem Zustande der Erstarrung zu befinden. Ohne Reflexion auf das Ganze der Schöpfung, auf die Ursachen und den innern Zusammenhang der Dinge leben sie, ihre Sinne nur auf Selbsterhaltung richtend. Vergangenheit und Zukunft unterscheiden sie beinahe nicht, daher sorgen sie nie für den kommenden Tag. Fremd der Gefälligkeit, Dankbarkeit, Freundschaft, Demuth, dem Ehrgeize und überhaupt allen

zarten und edlen Regungen, welche die menschliche Gesellschaft zieren, theilnahmslos, verschlossen, versunken in einen Indifferentismus gegen Alles, gebraucht der Indianer nichts, als seine von Natur aus scharfen Sinne, seine Schlauheit und sein zuverlässiges Gedächtniss, und zwar nur da, wo es Krieg oder Jagd, seine Hauptbeschäftigung, angeht. Kalt und träge selbst in den Familienverhältnissen, folgt er mehr dem thierischen Instincte, als einer zärtlichen Neigung, und seine Liebe gegen die Frau äussert sich nur in der grausamen Eifersucht, welche, nebst der Rachsucht, die einzige Leidenschaft ist, wodurch seine verkümmerte Seele aus ihrer dumpfen Gleichgültigkeit gerissen werden kann. Schamhaftigkeit ist den Männern nicht eigen; nur die nackten Weiber scheinen sie, wenn sie von Fremden beobachtet werden, durch die Art ihres Ganges zu verrathen. Gefühllos für die Reize des Gaumens, besonders zur Fleischnahrung geneigt, ist der Indianer im Allgemeinen mässig, und folgt ohne bestimmte Zeitordnung nur dem Bedürfnisse, ja hungert oft seiner Bequemlichkeit zu Gefallen; leidenschaftlich dagegen ist er dem Trunke seiner Vinhassa oder, wenn er dessen theilhaftig wird, des Branntweins ergeben. Still, folgsam im Dienste des Weissen, hartnäckig ausdauernd in der angewiesenen Arbeit, durch keine Behandlung zum Zorne, wohl aber zu langwieriger Rachsucht reizbar, ist er, wie die Colonisten zu sagen pflegen, nur geboren, um befehligt zu werden. Weder diebisch noch betrügerisch, und zu Nichts Verlangen tragend, was nicht zu den Bedürfnissen des Magens gehört, hält er sich stets einzeln und von der Familie abgesondert. In der Krankheit von den Colonisten auch noch so sorgfältig verpflegt, oder überhaupt mit Wohlthaten begünstigt, fühlt er während der Genesung nur um so lebhafter seinen nomadischen Instinct, und flieht, aller Dankbarkeit beinahe unfähig, selbst ohne nähere Veranlassung in seine finstern Wälder zurück.(*) Nichts weniger als gesprächig, schläft er auch während eines Theils des Tags, spielt ausser der Jagdzeit mit seinen Hausthieren, oder stiert gedankenlos vor sich hin, zuweilen wie im Traume von gespensterhaften Phantasien geschreckt. Fest gewurzelt

(*) Ein Indianer vom Stamme der Coroados ward von den Weissen erzogen, und so weit gebildet, dass er die Weihen als Geistlicher erhielt und Messe las; allein plötzlich verliess er wieder den neuen Stand, warf den Habit ab, und floh nackt in die Wälder zu seiner alten muoadischen Lebensweise zurück.

in der Gegenwart, erhebt er fast nie sein Auge zu dem gesammten Sternenhimmel. Jedoch beherrscht ihn eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor einzelnen Gestirnen, wie vor Allem, was einen geistigen Zusammenhang der Dinge offenbart. Es ist aber nicht die Sonne, welche seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, sondern der Mond, von dem er insbesondere, wie seine Zeitrechnung, auch Gutes und Schlimmes abzuleiten pflegt. Da alles Gute unbemerkt an ihm vorübergeht, und nur das Widerwärtige Eindruck auf ihn macht, so erkennt er keine Ursache des Guten, oder keinen Gott, sondern nur ein böses Princip, welches ihm bald als Eidechse, als Mann mit Hirschfüssen, als Krokodill, Onze begegnet, bald sich in einen Sumpf u. s. w. verwandelt, ihn irreführt, neckt, in Schaden und Gefahr bringt, oder gar tödtet.

Den nächsten Verkehr mit den Dämonen schreiben sie ihrem *Pajé* zu, der viele wirksame Kräuter kennt, zugleich ihr Arzt und Priester zu seyn scheint, und sich durch allerlei zauberhafte Gaukeleien bei ihnen in Ansehen zu erhalten weiss. In ungewöhnlichen Fällen wird er um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit dem Dämon, wozu er finstere, stürmische Nächte auswählt, ertheilt.(*) Gewisse Thiere, wie eine Art Ziegenmelker und die klagenden Geierarten, Caracaraí und Câoha, sind dem Pajé Boten von Verstorbenen, und deshalb von Allen hochverehrt. Auch trägt der Indianer Gehänge von Eckzähnen der Onzen, Affen, von gewissen Wurzeln, Früchten, Muscheln und Steinen um den Hals, indem er glaubt, dass er sich hiedurch gegen den Anfall wilder Thiere und gegen Krankheiten schützen könne. Der Pajé giebt allerlei Arzneimittel, die oft unter Zauberformeln bereitet werden, übt durch Anrauchen eine Art von Exorcismus aus, und erhält die Gespensterfurcht der Indianer durch abergläubische Gebräuche und Erzählungen; oft aber werden die Unglücksfälle, Krankheit und Tod der Nachbarn seinen Hexereien

(*) Ein Portugiese im Presidio de S. Joâo Baptista erzählte uns, dass er einst im Walde unbemerkt einer Versammlung von Coroados beigewohnt habe, die durch ihren Pajé erfahren wollten, wo sie jagen sollten. Der Alte ging allein in das Dickicht, und sprach sehr laut und pathetisch, wobei er bisweilen niederfiel. So oft der Wind brausend durch die Bäume fuhr, vernahm man ein durchdringendes Pfeifen, durch welches der Pajé die vom Dämon bestimmte Gegend erfahren zu haben betheuerte.

zugeschrieben, und er bezahlt dann sein Amt mit dem Leben. Uebrigens hat der Pajé eben so wenig Einfluss auf den Willen der Menge, als irgend ein Anderer, denn sie sind sich alle gleich, und leben ausser allem gesellschaftlichen Verbande, weder in republicanischer noch in patriarchalischer Verfassung. Selbst das Familienverhältniss ist unter ihnen sehr lose; nur selten nimmt sich der Aelteste seiner Abkömmlinge an, und schlichtet ihre Streitigkeiten und Raufereien. Zwischen Aelteren und Jüngeren herrscht keine Rangordnung, denn das Alter scheint bei ihnen keine Würde zu geben. Oft sahen wir Kinder und Jünglinge vor den Aeltern sich die grössten Unanständigkeiten erlauben, noch ehe die Aeltern von den Speisen genommen hatten, von denselben nehmen, den besten Platz an der Feuerstelle besetzen, vorlaut entscheiden, sich zanken u. s. w., ohne dass es Jemanden von ihnen aufgefallen wäre. Der Einfluss der Portugiesen hat unter ihnen die Klügsten hervorgehoben, welche sich geschmeichelt fühlen, Capitâo genannt zu werden, und eine gewisse Suprematie über die Anderen ausüben. Wenn sie Krieg führen, ist der beste Jäger, welcher am meisten Feinde oder Onzen u. s. w. erlegt hat, und am meisten Schlauheit besitzt, ihr Anführer. Zu Hause wird sein Befehl nicht gehört, oder der Einzelne folgt ihm da, wo es ihm gefällt, und weil jener sich die Mühe nimmt für ihn zu denken, oder etwas Vortheilhaftes, wie z. B. einen ergiebigeren Jagdplatz, einen Austausch von Waaren mit den Weissen zur Sprache bringt. In seinem Hause schaltet Jeder nach Gefallen; oft leben mehrere Familien in einer Hütte, und dennoch ganz getrennt und unabhängig von einander. Sie achten ihr Besitzthum gegenseitig, haben, was Speise und Getränk angeht, grösstentheils gemeinsames Gut, und kommen deshalb selten mit einander in Streit, häufiger dagegen aus Eifersucht, wo dann die behelligten Partheien mit einander raufen, ohne dass die Uebrigen Theil nehmen, meistens aber die arme, sclavische Frau ihre Schuld schwer büssen muss.

Die Indianer leben in einer regellosen Mono- oder Polygamie. Jeder nimmt so viele Weiber, als er Lust hat, ernähren kann und will, und schickt sie wieder weg, sobald es ihm beliebt, welche sich dann einen neuen Mann suchen; doch ist es häufig, dass der Mann nur eine Frau nach der andern hat. Ihre Ehen werden frühzeitig geschlossen, und sind nicht sehr fruchtbar; wir begegneten Müttern von zwanzig Jahren, welche schon vier Kinder hatten;

selten aber sahen wir mehr als vier Kinder in einer Familie. Ihre Ehen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen, die einzige Ceremonie ist die Ueberreichung von Wildpret oder Früchten, welche der Bewerber den Aeltern seiner Braut bringt, wodurch er sich stillschweigend anheischig macht, die Frau durch Jagd zu ernähren. Zwischen Vätern und Töchtern, Brüdern und Schwestern haben wir nie ein zweideutiges Verhältniss bemerkt; gewisse Stämme der Indianer sind aber dem Laster der Sodomiterei ergeben. Während der Mann sich bloss mit Jagd, Krieg und der Bereitung seiner Waffen beschäftigt, liegt den Weibern alle Sorge für das Hauswesen ob. Sie pflanzen und erndten, wenn diese Art von Cultur bei ihnen schon eingeführt ist; sie suchen Bataten und Früchte im Walde für die Haushaltung, und besorgen den nöthigen Hausrath an irdenen Geschirren und an Flechtarbeit. Die Weiber sind im Allgemeinen die Sclavinnen des Mannes, und müssen sich bei dem nomadischen Umherziehen mit allem Nöthigen wie Lastthiere bepacken, ja selbst das von den Männern erlegte Wild aus dem Walde abholen. Sobald sich das Weib sichtbar in anderen Umständen befindet oder geboren hat, zieht sich der Mann zurück. Die Diät wird noch vor der Geburt genau regulirt; Mann und Frau enthalten sich eine Zeit lang des Fleisches gewisser Thiere, und leben vorzüglich von Fischen und Früchten. Sobald der Moment der Geburt eintreten will, begiebt sich die Frau in den Wald, und gebiert hier, vor dem Mondlicht verborgen, meistens allein ohne alle Beihülfe; der Nabelstrang wird abgerissen oder mit den Zähnen abgebissen. Die Wöchnerin geht nach der Geburt sogleich in den Bach, wäscht sich und das Kind, und besorgt darauf wie vorher ihre häuslichen Geschäfte.(*) Kind und Mutter werden nach einiger Zeit durch den Mund des Pajé mit einer Art Taback (*Petúm*) angeräuchert, wobei oft die Nachbarn zur Vinhassa und zu tumultuarischen Tänzen versammelt sind. Die Säuglinge werden besonders gegen den Mond, der Krankheiten verursachen soll, geschützt. Oft bis in das fünfte Jahr giebt die Mutter die Brust; übrigens wächst das Kind, vom Vater gar nicht, von der Mutter instinctartig geliebt, jedoch wenig gepflegt auf. So lange es noch nicht laufen kann, wird es von der Mutter auf dem Rücken herumgeschleppt, und schläft zwischen den Aeltern in der Hangmatte; später geht es seine eigenen Wege, ruht in der Asche

(*) Die Sitte, dass die Männer nach der Geburt des Kindes statt der Wöchnerin die Wochen halten, ruhig im Netze liegen bleiben u. s. w., findet man hier nicht.